

*Monatsspruch September*

Ihr sät viel und bringt wenig ein; ihr esst und werdet doch nicht satt; ihr trinkt und bleibt doch durstig; ihr kleidet euch, und keinem wird warm; und wer für Lohn arbeitet, legt den Lohn in einen löchrigen Beutel.

Haggai 1,6

Eine unbefriedigende Situation – und etwas rätselhaft ist sie auch. Menschen mühen sich ab, doch wenig kommt dabei raus, zu wenig. Die Arbeit bringt wenig ein, lohnt sich nicht. Es geht um Materielles, es geht auch um Seelisches: ein Gefühl des Ungenügens und Unbehagens, des Mangels: kein erfülltes Leben, sondern Leere. Niemand ist satt und zufrieden, niemandem wird warm. Vergebliche Mühe – und vergeblich heißt auf Latein: *frustra*. Die Leute sind frustriert. Woran liegt es? Der Prophet weiß es und sagt es auch: es liegt an falsch gesetzten Prioritäten.

Das Volk Israel ist nach langen Jahren des Zwangsexils aus Babel zurückgekehrt. Die Juden machen sich daran, die zerstörte Stadt Jerusalem wiederaufzubauen. Dabei stellt sich heraus: die Menschen bauen erst einmal private Häuser, Eigenheime – die Baustelle für den Tempel, das Haus des HERRN, liegt brach. Dieser gemeinschaftliche, genossenschaftliche Hausbau, die gemeinsame Mitte des Volkes, kann ja begonnen werden, wenn am Ende der privaten Bautätigkeit noch Geld übrig ist. Die Zeit ist noch nicht da, sagen sie, dass das Haus des HERRN gebaut wird (1,2). Dieser Vorrang des Privaten vor dem Öffentlichen, Gesellschaftlichen missfällt Gott und seinem Propheten: Aber die Zeit ist da, dass ihr in euren getäfelten Häusern sitzt? (1,4). Achtet auf eure Wege, heißt es zweimal (1,5.7) – ihr merkt doch, dass ihr auf diesem Weg nicht froh werdet, nicht das gewinnt, sondern ständig verliert, was ihr euch vom Vorrang des Privaten erhofft hattet. „Ich weiß, dass es in euren geschmackvollen Wohnungen keine anderen Hausgötter gibt als die Sprüche der Weisen und die Gesänge der Dichter; dass für das ewige Wesen, welches euch jenseits der Welt liegt, nichts übrigbleibt“, schreibt Schleiermacher in seinen Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern – das hatte ich schon im letzten Heft zitiert, diesmal passt es aber noch besser. Schleiermacher schreibt das zehn Jahre nach der Französischen Revolution; der gesellschaftliche Aufbruch ist, freilich nicht ohne Grund, dem Rückzug in Privaträume gewichen. Das beklagt auch der Prophet Haggai.

Wer privat viel Geld hat, ist weniger auf ein gutausgestattetes Gemeinwesen angewiesen als andere: wer sich private Schulen und Universitäten leisten kann, muss sich weniger Sorgen machen um den Zustand öffentlicher Bildung; ähnlich geht es Besitzern von Gärten und Swimmingpools mit öffentlichen Parks und Schwimmbädern; und wer privat einen Wachsenschutz bezahlt, bedarf weniger als andere einer leistungsfähigen Polizei. Manche von ihnen propagieren darum einen schlanken Staat, was sportlich und gutaussehend klingt, aber den Vorrang des Privaten vor dem Öffentlichen meint. Manche betreiben selbst diese Verschlingung, indem sie es vermeiden, Öffentliches durch ihre Steuern zu finanzieren. Aber längst nicht alle. Manche fühlen sich durch ihr erhebliches Privateigentum dazu verpflichtet, der Allgemeinheit zu dienen, fördern oft mit erheblichen Mitteln gesellschaftliche Ziele. Es gibt auch reiche Leute, die höhere Steuern für reiche Leute fordern. Es geht ihnen nicht nur um die unbefriedigende und unbehagliche Leere einer nur privaten Existenz. Sie haben ein Interesse daran, dass es so etwas wie ein Gemeinwesen gibt, die Gesellschaft nicht in lauter Privat-Ichs auseinanderfliegt. Hinzu kommt der Klimawandel, der mehr und mehr spürbar ist: Fluten und

Feuersbrünste, Wirbelstürme treffen alle, wenn auch nicht im selben Maß – und gegen Hitze- wellen helfen private Klimaanlage nur begrenzt.

Vor anderthalb Jahren, zu Beginn der Pandemie, gab es die Hoffnung, diese Bedrohung aller Menschen aller Völker und Klassen könnte uns nachhaltig dessen bewusstmachen, dass wir eine Menschheit sind; dass der Mensch dem Menschen nicht ein Wolf sein muss, sondern ein Helfer sein kann. Kurz zuvor hatte der Soziologe Heinz Bude ein Buch veröffentlicht: Solidarität – die Zukunft einer großen Idee. Das schien das Buch der Stunde zu sein, den Nerv der Zeit zu treffen; der Verfasser sah und beschrieb Beispiele wachsender Solidarität im Alltag und im Kleinen auch im Zeitalter des Neoliberalismus, dessen Konzept der Konkurrenzkampf zwischen lauter Ichs ist: jeder ist seines Glückes Schmied, darum auch selbst am eigenen Unglück schuld. Es war Margaret Thatcher, die das knapp zusammenfasste: So etwas wie die Gesellschaft gibt es nicht, es gibt nur Einzelne – und die Familie, fügte sie etwas beflissen hinzu, schließlich sprach sie für eine konservative Partei. Doch in der langen Zeit des pandemiebedingten Ausnahmezustands hat sich herausgestellt, dass die anfänglichen Hoffnungen sich nicht erfüllten. Eine Wendung zur Solidarität blieb aus – hier und erstreckt weltweit. Der Vorrang des Privaten vor dem Gesellschaftlichen wurde besonders deutlich beim Streit darüber, ob Patentrechte für Impfstoffe vorübergehend ausgesetzt werden sollen – der Vorschlag ließ sich nicht durchsetzen.

Ende des Monats sind Wahlen für den Bundestag, das Abgeordnetenhaus und die Bezirksvertretungen. Zudem werden wir darüber abstimmen, ob große private Wohnungsunternehmen vergesellschaftet werden sollen. Gibt uns das prophetische Wort für den September da einen Hinweis, eine Entscheidungshilfe? Der mündige Leser, die souveräne Leserin werden sich gewiss ihres eigenen Verstandes ohne Leitung durch einen Pfarrer bedienen, wenn auch gewiss nicht ohne auf Weisungen der Bibel ernsthaft zu hören. Ihre beiden Teile verkünden die frohe Botschaft von unserer Befreiung zur Solidarität, und die betrifft nicht nur die große Politik, sondern auch unser persönliches und unser Gemeindeleben.

*Matthias Loerbroks, Pfarrer*